



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B.: Der Bur in Kultur und Weltwirthschaft : von einem alten Afrikaner.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Grenzboten

Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 17. Juni 1922

Nummer 23

Der Buren in Kultur und Weltwirtschaft.

Von einem alten Afrikaner.

Süd-Afrika ist eins der wenigen Länder, dessen Sorgen noch mehr seiner innerpolitischen Entwicklung, als seiner wirtschaftlichen Lage gelten. Es vollzieht sich dort unter eigenartigen Verhältnissen eine völkische Umbildung, die unserem Verständnisse fern liegt, aber letzten Endes geeignet ist, die Beziehungen Europas zu seinem großen Rohstoffmagazin Afrika in entscheidender Weise zu beeinflussen.

Die handelnden Personen in diesem Schauspieler sind der afrikanische Eingeborene, der einwandernde Asiate, der Engländer, der Buren und in einer noch recht bescheidenen Nebenrolle der Deutsche.

Obgleich die Buren die meiste Kulturarbeit in Süd-Afrika vollbracht haben, ist man bei uns über sie noch wenig unterrichtet. Teils hob man sie als freiheitsdurstige Helden in den siebenten Himmel, teils schimpfte man sie weiße Kaffern. Sie richtig einzuschätzen ist nur möglich unter Berücksichtigung ihrer Stammesveranlagung, des Klimas, unter dem sie leben, und ihrer Geschichte.

Bekanntlich sind sie Nieder-Deutsche, die gleichzeitig nach dem Kap gewanderten französischen Hugonotten und zahlreiche Deutsche anderer Stämme sind in ihnen aufgegangen. Schon unter den Gouverneuren der holländischen ostindischen Kompagnie waren sie nicht auf Rosen gebettet. Die englische Besitznahme des Kaplandes im Jahre 1815 brachte ihnen aber unerträgliche Leiden und veranlaßte das Volk zu dem, in der neueren Geschichte einzig dastehenden heroischen Entschlusse, seine gesamte unbewegliche Habe im Stich zu lassen und über den Drang in ein nur dürftig erkundetes Land zu ziehen, um dort einen neuen freien Staat mit einem eigenen Ausgange zur See zu gründen.

Die ganze Zeit vom Beginn der großen Trecks 1836 bis zum Frieden von Vereeniging 1902 ist gekennzeichnet von diesem Streben, dessen schließlicher Mißerfolg an dem Mangel an völkischer Disziplin lag, der den Buren, wie allen Deutschen, zu Gunsten einer starken Betonung der Eigenart nun einmal im Blute steckt. Er fand keinen Ausgleich in der Anhänglichkeit an eine ererbte Dynastie, sondern wurde noch besonders begünstigt durch die

Natur des Landes, durch die extensive, große Flächen erfordernde und zum nomadifizieren anreizende Art der südafrikanischen Landwirtschaft.

Wohl hat das kleine Volk in diese Zeit eine auffallend große Zahl von bedeutenden Männern hervorgebracht. Leute, wie Piet Retief, Potgieter, Pretorius, Krüger u. a. m. waren ganze Charaktere und echte Führernaturen von staatsmännischer Befähigung, was um so mehr anerkannt werden muß, als ihnen außer den Lehrbüchern der Elementarschule, der Bibel und ihrem gesunden Menschenverstande keine Bildungsmittel zur Verfügung standen. Leistungen sind vollbracht worden, die den Entdeckungsreisen eines Stanley und Wißmann würdig zur Seite gestellt werden können, und manche Episoden aus jener Zeit lesen sich wie ein antikes Heldengedicht. Aber der patriarchalischen Eigenbrödelei und kirchlichen Streitsucht der weit im Lande verstreuten Familienoberhäupter ließ sich keine hinreichende Opferwilligkeit für staatlichen Zusammenhang abringen. Daß mancher, der Gefahren des ewigen Umherziehens müde, einen festen Wohnsitz mit der Unterwerfung unter englische Herrschaft und der Anpassung an englisches Wesen zu erkaufen bereit war, ist schließlich auch zu begreifen.

England belauerte alle Regungen des neuen Staates mit der nur ihm eigenen planmäßigen Folgerichtigkeit, die von einem Wechsel der Personen völlig unabhängig ist. Man hätte 20 Jahre vor dem Weltkriege in unseren Schulen südafrikanische Geschichte lehren sollen! Dann hätte unser Volk gewußt, wessen man sich von England zu versehen hat. Die Einkreisung Deutschlands ist bis auf die Propagandalügen genau dasselbe, was das sechzig Jahre währende Kesseltreiben gegen die Buren war.

So kam es, daß die englische Flagge über allen Gebieten des östlichen Süd-Afrika wehte, deren Erschließung für die weiße Rasse das alleinige Werk der Buren ist. Der Zugang zur See wurde ihnen schon 1842 durch die Annexion von Natal durch England verriegelt. Die beiden von ihnen gegründeten Republiken waren mangelhafte Staatsgebilde und versagten, als sie durch die Entdeckung der Goldfelder vor neue Aufgaben gestellt wurden. Das war der äußere Anlaß zu Englands letztem Schlage.

Diese seltsamen Schicksale, das Jahrzehnte lange, unstete Herumirren in der Wildnis mit Hind und Fegel, ohne Recht und Gesetz, unter ständigen Kämpfen gegen Raubtiere und Eingeborene, die inneren staatlichen und kirchlichen Streitigkeiten, die Abgeschlossenheit vom Weltgetriebe, der häufige Wechsel zwischen Ueberfluß und Armut, und die ewige Versuchung, Nationalstolz gegen eine Anlehnung an das mächtigste Reich der Erde, Gefühl und Gewissen gegen äußeren Schutz und Ruhe einzutauschen, haben dem Charakter des Buren sein eigenartiges Gepräge verliehen. Wer ihm politische Wankelmütigkeit, Drückebergerei und Disziplinlosigkeit vorwirft, der möge bedenken, daß sich das Volk schon ein Jahrhundert lang gegen offene und versteckte Vergewaltigung seiner Nationalität zu wehren hat, und daß es, trotzdem mancher Wille dabei erlahmte, in seiner großen Masse doch noch treu an seiner Sprache, Sitten und Gewohnheiten hängt. Der bei vielen Buren noch vorhandene Mangel an elementaren Schulkenntnissen und ihr Hang zum Aberglauben erklärt sich einfach daraus, daß ein Jahrzehnt nach Beginn der großen Trecks und länger von einem Schulbetrieb natürlich nicht die Rede sein konnte, und daß ein geordnetes Schulwesen auch eines kleinen Staates nicht von heute zu morgen geschaffen werden kann. Die

Landwirtschaft Süd-Afrikas ist in der Hauptsache eine Ausnützung der Riesennflächen natürlicher Weide durch Viehzucht, wobei ein häufiger Wechsel der Weideplätze je nach den Umständen nützlich oder geboten ist. Daher kennt der Bur das zähe Festhalten und Bearbeiten eines kleinen Stückchen Landes längst nicht in dem Maße, wie der deutsche Bauer, das unsitzte, aber zwanglose Leben in der Steppe mit seinem Vieh und seinem Wilde hat in ihm einen Zug zu genügsamen Verzicht auf Komfort und häusliche Behaglichkeit, aber auch eine Abneigung gegen den Zwang einer regelmäßigen und intensiven Arbeitsleistung entstehen lassen. Sein Nomadenleben hat ihn genügsam gemacht, daher ist er auch gleichgültiger gegen seine äußere Lage und steht an Fleiß und wirtschaftlichem Streben dem deutschen Ansiedler nach. Darin ist aber auch die große Zähigkeit des Volkes und seine schnelle Vermehrung begründet, denn die geringen Ansprüche, die der einzelne an seine Lebenshaltung stellt, erleichtern die Gesehließung und die Begründung von Familien. Mit europäischem Maßstabe gemessen erscheint der Bur leicht als minderwertig und mit auffällenden Fehlern behaftet; mancher davon aber stellt sich bei genauerer Betrachtung als wohl verständlich und sogar als ein Vorzug heraus, der ihn zu der eigentümlichen Rolle, die er in Afrika zu spielen berufen ist, erst befähigt. Die Buren gehören zu den Völkern von überwiegend passiver oder weiblicher Veranlagung, womit bekanntlich durchaus kein Tadel verbunden ist. Daher mißlang ihnen die Gründung eines eigenen Staates, es fest sie aber in den Stand, mit geduldiger Zähigkeit ihre Kultur trotz ihres militärischen Mißerfolges durchzusetzen, ja sogar sie ihren Besiegern aufzuzwingen und auf friedlichem Wege das zu erreichen, was ihnen das Schlachtenglück versagte, die Eroberung von ganz Süd-Afrika, soweit es für Weiße dauernd bewohnbar ist.

Das rechtzeitig erkannt zu haben, ist das Verdienst des großen Burenführers Botha, den wir trotz mancher Unbill, die wir von ihm erlitten haben, als einen Staatsmann ersten Ranges anzuerkennen nicht zögern dürfen. Er nahm den Frieden von Vereeniging an, weil er wußte, daß die Feinde vergeblich darauf rechneten, die Buren zu Engländern zu machen. Was seinem Volke fehlte, wollte er ihm im Frieden und unter dem Schutze der englischen Macht verschaffen und es damit erst dazu befähigen, in einem einigen Süd-Afrika die führende Rolle zu übernehmen und es als des weißen Manes Land zu erhalten, wobei er durch Aufsaugung der englischen Elemente eine neue Afrikanernation mit überwiegend burischer Färbung entstehen lassen wollte.

Bothas Politik mußte Erfolg haben, weil sie der Eigenart seines Volkes entsprang. Sie brachte ihn ganz folgerichtig im Weltkriege auf die Seite Englands, denn der äußere Frieden mit dieser seebeherrschenden Macht ist ihr Fundament. Uneigennützig war aber seine England geleistete Seeresfolge durchaus nicht, denn sie brachte ihm unser Südwest als ein wichtiges Glied seines zukünftigen Afrikanerreiches und eine erhebliche Stellungsverbesserung gegenüber dem „Mutterlande“ ein, die bis zur vollständigen Gleichberechtigung zu erweitern eins der Ziele der von ihm begründeten und bezeichnend benannten südafrikanischen Partei ist.

Keine politische Richtung in einem Staate ist so universell, daß sie nicht irgendwo Widerstand fände. Der jetzt von Smuts geführten Bothapartei stellt sich zunächst als reaktionäres Element der eigenen Volksgenossen

die nationalistische unter Herzog entgegen, reaktionär nicht in dem Sinne, daß sie sich gegen jeden Fortschritt des Burenvolkes sträubt, sondern daß sie, gestützt auf ihr formales Recht und den wohlverständlichen, tief in jeder Burenseele sitzenden Haß gegen alles, was englisch ist, den Zustand vom Ende des vorigen Jahrhunderts wiederherstellen will. Die Unionisten vertreten den national-englischen Standpunkt, wollen aber die Unkosten des englischen Imperialismus nicht aus ihrer Tasche bezahlen und sind in diesem Falle schon mehr Afrikaner als Engländer. Aber damit ist Englands Einfluß nicht erschöpft. Sein Geld, seine wohldisziplinierte Presse und seine Gesellschaftskultur, die sich überall mit selbstverständlicher Sicherheit anmaßt, die erste der Welt zu sein, verführen auch in Süd-Afrika manchen emporkommenden Schwächling dazu, sich in der traurigen Rolle eines Abtrünnigen wohlzugefallen.

Die Buispartei ist zahlenmäßig die stärkste, obgleich ihr die Nationalisten schon einige Male bedenklich nahe gekommen sind. Die Stimmenzahl wird bei jeder Neuwahl wahrscheinlich zwischen Süd-Afrikanern und Nationalisten stark schwanken, weil vielen Buren ihre Stellung zu den beiden Parteien selbst nicht ganz klar ist und sie im hohen Grade den Einflüssen einer geschickten Agitation zugänglich sind. Die oft unternommenen Einigungsversuche sind leider immer ohne Erfolg geblieben. Im ganzen überwiegt die burische Bevölkerung weit die englische. Unserem Gefühl stehen die Nationalisten zweifellos am nächsten und ihrem offenen und mutvollen Eintreten für ihre Ideale haben die Deutschen in Süd- und Südwest-Afrika viel zu verdanken. Allein ob nach dem Ausgange des Krieges ihre Politik die für uns vorteilhafteste ist, ist eine andere Frage.

Daß die alten Burenstaaten heute mehr Lebenskraft hätten, wie vor 25 Jahren, ist zu bezweifeln. Sicher ist, daß sie im Zeitalter des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker“ und der „Beschirmung der kleinen Nationen“ nicht ohne die schwersten Kämpfe und Blutopfer wiederhergestellt werden können. Die nationalistische Politik läßt sich nur auf Kosten des Bestandes der Union durchführen und fordert damit gewichtige Bedenken heraus.

Ein Land, wie Süd-Afrika, durch politische und Zollgrenzen zu teilen und den alten Taristampf der Eisenbahnen und Hafenanlagen wieder aufleben zu lassen, gereichte dem internationalen Güterausstausche nicht zum Vorteil, die Kauf- und Lieferkraft des Landes ginge damit erheblich zurück. Aber aus einem anderen, leider noch viel zu wenig gewürdigten Grunde würden neue Kämpfe zwischen weißen Völkern in Afrika ganz Europa unermesslichen Schaden bringen, weil nämlich dann die jetzt schon drohende schwarze Gefahr mit Sicherheit zu einer schwarzen Katastrophe werden würde!

England — von Frankreich gar nicht zu reden — wacht schlecht über daß weiße Ansehen in Afrika. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß es dort „Rassenpolitik“ triebe. Das genaue Gegenteil ist der Fall, es erkennt, gemäß der überlieferten puritanischen Anschauungen, die in seinem höchst konservativen Volksleben noch stark nachwirken, Rassenunterschiede überhaupt nicht an und ist blind gegen die durch tausend Erscheinungen bewiesene Tatsache, daß der Neger nur unter ständiger Führung und Bevormundung durch den Weißen dem Zustande wilder Barbarei fern gehalten und ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden

kann. Es stellt den Farbigen unter dasselbe Recht, wie den Weißen, und hat es weder in seinen Feldzügen gegen die Buren, noch im Weltkriege gegen uns verschmäht, den Neger gegen Weiße zu hetzen. Indem es sich in der Verfassung der Union die Aufsicht über die Eingeborenenverhältnisse vorbehielt, schaffte es sich die Gelegenheit, dieses Spiel im Frieden fortzusetzen, und hat nach dem Grundsatz *divide et impera* davon strupellosen Gebrauch gemacht.

Ohne auf die Rassenfrage hier näher einzugehen, genügt es, festzustellen, daß die Eingeborenen Südafrikas immer lauter und drohender die Forderung auf vollständige politische und soziale Gleichberechtigung mit den Weißen erheben, — die sie in der Kapprovinz in gewissen Grenzen schon haben —, wobei sie von den zahlreichen und, was das Bedenkliche ist, intelligenteren einwandernden Indern, Malahen und Japanern kräftig unterstützt werden.

Da die Farbigen die Weißen an Zahl fünfmal übertreffen, so würde durch die Erfüllung dieser Forderung zum ersten Male ein europäisches Volk unter die Herrschaft von Negern gestellt, es würde zur Auswanderung gezwungen, vernichtet oder verbastardiert werden, aus einem aufblühenden und zukunftsreichen Lande würde dieselbe Einöde gemacht werden, die es vor 100 Jahren noch war. Das ganze übrige Afrika würde folgen und sich ebenfalls der weißen Herrschaft entledigen, unser Handel könnte Abschied nehmen von den Reichtümern dieses Erdteils, da jedes Regersstaatsgebilde ohne europäischen Einfluß sofort auf den Zustand der Zeit vor den großen Entdeckungen zurücksinken würde. Alle bisher geleistete Koloniarbeit wäre verloren, Afrika müßte nach einem Menschenalter von neuem entdeckt und kolonisiert werden. So schaffen die wahnsinnige Selbstzerfleischung Europas und englische Selbstsucht und Unverstand in Afrika eine Gefahr, die an Furchtbarkeit dem Bolschewismus nichts nachgibt.

Die einzige Möglichkeit, den schwersten Rassenkriegen und dem Ausfall eines ganzen Erdteils aus dem Güterausstausche der Völker vorzubeugen, ist, den Frieden zwischen den Weißen des Landes zu erhalten und den Rassenstolz des Buren unter ihnen zu verbreiten. Besitzt er auch nicht annähernd den Nationalstolz des Engländers, an Rassegefühl übertrifft er ihn weit. Er gibt zwar an strenger Kirchlichkeit dem englischen Puritaner nichts nach, treibt aber den toten Buchstabenglauben nie so weit, den Neger als seinen schwarzen Bruder zu betrachten, sondern weigert sich von jeher, ihn als gleichberechtigt in Staat und Kirche anzuerkennen, und bestreitet auch dem Asiaten das Recht, sich in seinem Afrika einzumisten. Denn er kennt den Eingeborenen nicht aus Studienstuben und religiösen Spekulationen, sondern weil er ihn von Kind auf ständig vor Augen hat. Er weiß, daß die Neger im Urzustande sich stets nur in den grausamsten Kämpfen gegenseitig abschlachten. Wie uns in unserer Jugend von 1813 und 1870 erzählt wurde, so hört das Burenkind von der Rache, die seine Vorfahren für die Greuelthaten eines Dingaan nahmen. Im alten Transvaal und Oranjesfreistaat herrschte ein durchaus gesundes, patriarchalisches Verhältnis zwischen weiß und schwarz, der Bur gab dem Neger, was ihm zukam, verstand es aber sehr gut, mit dem Schambof im kleinen und der Büchse im großen Ordnung zu halten. Beiden Teilen ging es gut dabei, die Eingeborenen vermehrten sich, von

der Schreckensherrschaft ihrer eigenen, blutdürstigen Häuptlinge befreit, schnell und lernen arbeiten. Die von den Engländern behaupteten britischen Grausamkeiten stehen auf demselben Blatt, wie die ganz nach Bedarf gegen die belgische oder unsere Kolonialwirtschaft aufgezogenen Verleumdungen.

Mit dieser strikten Ablehnung englischer Humanitätsheuchelei ist der Bur ein höchst wertvoller Vorposten der europäischen Kultur gegen die schwarze und gelbe Gefahr, und damit ein Wächter aller unserer Wirtschaftsbeziehungen zu ganz Afrika südlich der Sahara. Ja, vielleicht macht sich ein weißes Afrikanervolk einmal an die Aufgabe, für eine gerechte Verteilung aller afrikanisch-kolonialen Belege unter die beteiligten Mächte und für die weiße Einheit gegenüber der schwarzen zu sorgen, ein Werk von idealer Bedeutung, zu dem das kranke Europa ganz unfähig ist.

Es ist klar, daß für solche Ziele in dem beschränkten Programm der rückwärts schauenden Nationalisten kein Raum ist, daß für sie nur gearbeitet werden kann in der südafrikanischen Partei, solange sie sich in der Eingeborenenfrage nicht von England einwickeln läßt, sondern den Ueberlieferungen der Vortreffer folgt! Man erkennt bei einem nur oberflächlichen Ueberblick über die Presse, daß es eine englische Richtung gibt, die die Gefahr nicht sieht oder sehen will, der ein verbastardiertes Südafrika leichter beherrschbar und deshalb wünschenswerter erscheint, als ein weißes, das sich allmählich von innerer englischer Einmischung befreit. Es gibt kein anderes Mittel, diese verderbliche und verbrecherische Richtung zu überwinden, als sie zu „afrikanisieren“, die in Südafrika ansässigen Engländer zu Afrikanern und die Union zu einem in der inneren Politik durchaus selbständigen Staate zu machen, der auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung mit England und den anderen Dominionen durch ein Bündnis verbunden ist. Das ist von Anfang an das Ziel der Bothaschen Politik gewesen.

In dem Wirrwarr der durcheinander flutenden Erscheinungen und Einflüsse gibt die Lage zu verschiedener Beurteilung ganz natürlichen Anlaß. Es ist aber doch nicht zu verkennen, daß das Burenium in seiner sich schnell vermehrenden, kerngesunden und klimagewohnten Landbevölkerung eine gewaltige Kraftquelle hat. Seine Sprache hat sich der englischen als Verkehrssprache überlegen gezeigt und wird als besonders afrikanische im Gegensatz zur hoch-holländischen mit Fleiß ausgebildet. Im Schulwesen besteht schon ein großer Unterschied gegen die Zustände im alten Transvaal, immer mehr Burenjünglinge wenden sich dem Handel oder der Industrie zu oder besuchen ausländische Universitäten, wo sie sich neben Fachkenntnissen auch einen weiteren Gesichtskreis holen. Der Krieg mit seinem Mangel an Schiffsraum ließ neue Industrien entstehen, die in holländischer Sprache erscheinenden Zeitungen stehen den europäischen keineswegs nach — einige zeichneten sich während des Krieges durch selbständiges Urteil und vorzüglichen Nachrichtendienst aus —, die landwirtschaftlichen Methoden bessern sich, kurz, das Volk wächst mit überraschender Schnelligkeit aus der früheren Einseitigkeit heraus und erscheint wohl

umstände, sich im Wettstreit mit den englischen Elementen als das stärkere und auffaugungsfähigere zu erweisen. Plötzliche und in die Augen fallende Erfolge sind allerdings nicht zu erwarten, unermesslich viel an zäher, geduldiger Kleinarbeit ist auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens noch zu leisten. Die wirtschaftliche Lage der Union ist zur Zeit unter den Folgen des Wahnsinns von Versailles wenig günstig, die Frage der Angliederung von Betschuanaland und Süd-Rhodesien harret der Lösung, Verwaltung und Rechtspflege bedürfen dringend der Reformen und die jüngste Arbeiterrevolution am Rand beleuchtet grell eine der Gefahren, denen das junge Staatswesen noch ausgesetzt ist. So kann man wohl mit zweifelnder Sorge auf die vielen Aufgaben des neuen Afrikanertums blicken, aber von einem unverbildeten, durch keine Ueberkultur angefränkeltten Landvolke germanischen Blutes kann man auch viel erwarten.

Es soll hier nur kurz darauf hingewiesen werden, was die Entwicklung der südafrikanischen Union als Teilerscheinung in der Umbildung bedeutet, in der sich das englische Imperium seit dem Kriege befindet. Alle Dominionen haben es satt, sich von England als tribut- und heerespflichtige Untertanen ausnutzen zu lassen, und verlangen selbständige innere und gemeinsame äußere Verwaltung. England wird über kurz oder lang in eine allgemeine Verfassungsänderung willigen müssen, bei der aus einem Mutterlande mit vielen mehr oder weniger abhängigen Kolonien ein aus lauter gleichberechtigten Mitgliedern bestehender Staatenbund wird. Das ist geeignet, den Charakter der englischen Politik von Grund aus zu ändern, und es bedeutet moralisch einen schweren Schlag für den maßlosen Dünkel, in dem jeder geborene Engländer, sei er Lord oder Krämer, in allen Nichtengländern, auch in den verachteten „colonials“, Menschen zweiter Klasse erblickt, gleichgültig, welchem Volke oder Rasse sie sonst angehören. Mit einem so ungebildeten groß-britischen Reiche dürfte aus diesen und anderen Gründen für uns besser auszukommen sein, als mit der bisherigen englischen Selbstsucht und Gewissenlosigkeit.

Wer sich überlegt, wie viele afrikanische Produkte schon in unseren täglichen Gebrauchsgegenständen stecken und wie viele von deutschen Arbeitern hergestellte Waren nach Afrika verkauft werden, der wird zugeben, daß uns die südafrikanische Entwicklung recht nahe angeht. Deswegen müssen wir uns darüber klar werden, was wir bereits dabei getan haben und was wir noch dazu tun können.

Die Teilnahme Deutschlands an dem südafrikanischen Problem steht im Zeichen der verpaßten Gelegenheiten und des planlosen Entschlußwechsels. Bald nachdem wir von Südwest Besitz ergriffen hatten, bot sich die Möglichkeit, auch Betschuanaland zu erwerben, Pretoria durch eine Bahn mit Swakopmund zu verbinden, eine Art von Protektorat über Transvaal und den Dranjefreistaat und vielleicht auch die Delagoabai zu erhalten. Aber es fehlte uns der weltpolitische Weitblick der Briten, der Plan wurde aufgegeben. Wie hätte er bei energischer Durchführung das Bild von Afrika, ja sogar die ganze Weltlage verändern können! Es wäre ein breiter deutsch-burischer Niegel vor die vom Kap her andrängenden englischen Gelüste geschoben worden, das Transvaalische Gold wäre nach Deutschland geflossen und Cecil Rhodes hätte kein Hinterland gehabt, auf das er hätte mit dem Finger weisen können. Es hat nicht sollen sein, wie so manches andere.

Unser Eingreifen in den englisch-burischen Streit, vom Krügerelegramm an bis zu den militärischen Ratschlägen unseres Generalstabes an die Engländer, ist ein zu trauriges Kapitel, als daß hier noch weiter daran gerührt werden soll. Wenn man sich in die Empfindungen eines denkenden Buren versetzt, so kann man wahrlich nicht verlangen, daß das Volk 1914 zu unseren Gunsten die Waffen erhob. Bothas Politik war der einzige Weg, um ein von Deutschland verlassenes Burenvolk am Leben zu erhalten, und ihre logische Folge sein Feldzug gegen Südwest.

Liegt es da nicht nahe, unter das Geschehene einen Strich zu machen und neben die anderen Teilnehmer den Deutsch-Afrikaner zu stellen, der mit voller Ueberzeugung seinen Anteil an der großen Kulturarbeit auf sich nimmt und dabei die Wurzeln seiner Erziehung nicht vergißt? Von Staats wegen ist uns jeder Einfluß auf sie unmöglich, aber der privaten deutschen Koloniarbeit ist unter der südafrikanischen Sonne ein weites Arbeitsfeld gegeben und unser Handel ist wohlgehit. Wir sollten jede Gelegenheit ergreifen, um unsere so hart mitgenommene Auslandsarbeit wieder aufzunehmen, müssen uns allerdings dabei von der engherzigen Auffassung frei machen, daß jeder, der aus den Listen eines deutschen Konsulats verschwindet, damit auch aufhört, ein Deutscher zu sein. Gerade in einer völkischen Neubildung, wie sie in Süd-Afrika vor sich geht, kann der Deutsche seine Pflichten gegen sein neues, wie gegen sein altes Vaterland sehr wohl mit einander vereinigen. Süd-Afrika braucht Einwanderer und deutsche Waren, und weiß deutsche Betriebsamkeit, Ehrlichkeit und Bildung zu schätzen, gegen jingoistische Hetzerei und Verunglimpfung können wir mit gutem Gewissen den Kampf aufnehmen.

Die in der Union lebenden Deutschen werden ihre Kriegsleiden leichter vergessen können, als die in Südwest-Afrika zurückgebliebenen, denn diese glaubten, ihr Leben lang unter deutscher Flagge bleiben zu können, und es ist natürlich, daß sie ihre Vergewaltigung schwerer verwinden. Sie werden sich aber mit ihrer Lage leichter abfinden, wenn sie ihre Blicke vorwärts auf die neuen Aufgaben richten, vor die sie gestellt sind. Sie werden beide wenig Neigung haben, sich in die Parteikämpfe der Union zu mischen, was auch bei ihrer geringen Zahl von keinem Nutzen sein könnte. Aber sie müssen sich darüber klar sein, daß deutsche Eigenart in einem neuen Volke, wie es die südafrikanische Partei schaffen will, sicher besser untergebracht werden kann, als in einem national einheitlichen. Wenn Süd-Afrika in ein englisches und ein burisches zerfiel, so wären die Deutschen bald gezwungen, in der einen oder der anderen Nation aufzugehen. Wird aber die jetzige Entwicklung nicht unterbrochen, so können sie als Deutsch-Afrikaner auch ihren Anteil daran in Anspruch nehmen, deswegen müssen sie sich von den Absonderungsbestrebungen der Nationalisten fern halten, denn Politik wird mit dem Kopfe gemacht und nicht mit dem Herzen. Die deutschen Schulen zu erhalten und noch zu verbessern, so daß tüchtige Afrikaner aus ihnen hervorgehen, ist das beste Mittel, die Union von dem Nutzen ihrer deutschen Mitbürger zu überzeugen und der Heimat Ehre zu machen.

B.